

ohne daß dadurch „ein grundlegendes Bleiben der Kirche in der Wahrheit... aufgehoben wird“. Nun gehören zwar solche flauen Zusätze zum Küngschen Stil des Argumentierens, aber die Römer ließen sich nicht täuschen.

Doch Küng, hingerissen von seiner plötzlichen Popularität, war nicht mehr aufzuhalten. Obwohl fürs erste gleichsam nur auf Bewährung entlassen, hatte er schon das nächste Delikt geplant. In seinem 1974 erschienenen Buch „Christ sein“ interpretierte er auf sehr eigenwillige Weise und entgegen der Lehre der Kirche die Gottessohnschaft Jesu.

Es war eigentlich nur noch eine Frage der Zeit, wann Küng „brennen mußte“, aber der Tübinger Professor, dessen Bücher inzwischen Bestsellerruhm erlangt hatten, ignorierte alle Warnungen. Im Gegenteil: Im Frühjahr dieses Jahres veröffentlichte er seine Schrift „Kirche — gehalten in der Wahrheit“, in der er seine alten Thesen wiederholte.

Wenig später erschien das Buch des ehemaligen Mitarbeiters im Vatikanischen Sekretariat für die Einheit der Christen, August Bernhard Hasler, „Wie der Papst unfehlbar wurde“, zu dem Küng das Vorwort geschrieben hatte. Darin triumphierte er noch angesichts der scheinbar nachgiebigen Haltung der Glaubenskongregation: Ein Lehrbefugnisentzug ist „aber in der neuen Unfehlbarkeitsdebatte bisher nicht vorgekommen“ und ist „auch in Zukunft nicht wahrscheinlich“.

Derweil freilich hatte Rom schon „eine konzertierte Aktion auf internationaler Ebene gegen alle kritischen Theologen“ (Theologie-Professor Johannes Baptist Metz) in Gang gesetzt. Um zunächst die Öffentlichkeit vom Fall Küng abzulenken, beorderten die Glaubenswächter den niederländischen Dogmatik-Professor Edward Schillebeeckx zum Verhör nach Rom.

Ihm warf man vor, ähnlich wie Küng, die „göttliche Natur Christi“ anzuzweifeln. Der Fall Schillebeeckx machte Schlagzeilen, und die Inquisitoren waren es zufrieden; um so auffälliger könnten sie ihren Coup gegen Küng planen. Lediglich drei Bischöfe der Deutschen Bischofskonferenz waren informiert worden.

Und während Schillebeeckx nach seinem Verhör auf einer Pressekonferenz am 15. Dezember in Rom die konziliante Haltung seiner Ankläger rühmte, gab Papst Johannes Paul II. zur gleichen Zeit sein Plazet, Küng die Lehrbefugnis zu entziehen.

„Zu erwarten war es ja“, so Jesuitenpater Hans Zwiefelhofer, Rektor der Münchner Jesuiten-Hochschule, „aber sogar das Finanzamt respektiert doch Weihnachten und schickt vor dem Fest keine Steuerbescheide.“

Küngs Schleichweg zu Gott

Hans Alberts Anti-Küng-Buch „Das Elend der Theologie“

Bislang ging es bei dem Tübinger Theologen Hans Küng immer nur um die Frage, ob er recht-gläubig sei, jetzt geht es darum, ob Küng überhaupt recht habe.

Hans Albert, Philosoph, Wissenschaftstheoretiker und kritischer Rationalist aus Passion, stellte die Frage: Kann Küng, was er möchte, den Glauben an den christlichen Gott „rational verantwortbar“ machen, und zwar auf Küngsche Weise?*

Das war die Absicht von Küngs Bestseller „Existiert Gott?“, den er im



Küng-Kritiker Albert „Mißbrauch der Vernunft“

vorigen Jahr veröffentlichte (SPIEGEL 15/1978). Viel Aufhebens hat es um dieses Buch gegeben — abgesehen von der Auflage (100 000 Exemplare).

Aber auch das hat Küng gewollt, schließlich nennt man ihn nicht nur „das größte theologische Talent dieses Jahrzehnts“ (Theologie-Professor Elmer O'Brien), sondern auch den „Mario Simmel der Theologie“ (Dominikanerpater Heinrich Basilius Streithofen). Sogar die Moskauer Atheistenzeitschrift „Nauka i religija“ (Wissenschaft und Religion) rezensierte das 880-Seiten-Werk und war mit der römischen Glaubenskongregation merkwürdig einig: „Der freidenkerische Pater Küng“ sei ein „Häretiker“.

* Hans Albert: „Das Elend der Theologie. Kritische Auseinandersetzung mit Hans Küng“. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg; 240 Seiten; 22 Mark.

Dem Wissenschaftstheoretiker Albert geht es nun nicht um solche dogmatischen Fragen. Zwar beklagt der getaufte Katholik Albert in seinem Anti-Küng-Buch, der christliche Glaube werde „in der heutigen Theologie so verschieden interpretiert, daß man mit einigem Recht sagen kann, von einem gemeinsamen Glauben könne schon längst nicht mehr die Rede sein“. Aber Kritik übt er in erster Linie am Leichtsinns Küngs und dessen „Kühnheit, die Ergebnisse solchen Leichtsinns zu Papier zu bringen“.

Für Albert ist Küngs Theologie ein „Schleichweg zu Gott“, gepflastert mit „Wunschenken“, „Mißbrauch der Vernunft“ und „ungeheurem Wortreichtum“. Dieser Gott, so wie ihn sich Küng vorstellt, ist nicht mehr als der Wunsch, dessen Vater der alte Gedanke ist. Es ist ein Gott, der die Wünsche und Sehnsüchte der Menschen erfüllt, der da sein muß, weil es diese Wünsche und Sehnsüchte gibt.

Zwar sei gegen einen solchen Gott der Gläubigen nichts einzuwenden, aber man dürfe ihn nicht, wie Küng es vorhat, rational begründen wollen und ihn deshalb mit einem „Begriffssalat“ servieren, „der kaum den Anspruch machen kann, einer Klärung des vom Verfasser (Küng) gewünschten Gottesbegriffs zu dienen“.

Für Begriffssalat hält es der kritische Rationalist Albert beispielsweise, wenn Küng „dekretiert“, Gott sei „die absolut-relative, diesseitig-jenseitige, transzendent-immanente, allesumgreifend-allesdurchwaltende wirklichste Wirklichkeit“. Wenn ein neues Gottesverständnis nur so zu erreichen sei, „dann hat man allen Grund, ältere Vorstellungen vorzuziehen“.

Vielleicht unterschätzt Albert die Schwierigkeit der modernen Theologie, von Gott zu reden. Aber er hat sicherlich nicht unrecht, wenn er manchen Theologen eine falsche Ehrfurcht attestiert, eine „Ehrfurcht vor großen Worten und der damit zusammenhängenden Scheinlösung von Problemen, die vom eigenen Wunschenken diktiert ist“.

Eine solche Scheinlösung ist für Albert, wie Küng das Atheismus-Problem angeht. So behauptet der Theologe, der Marxsche Atheismus etwa sei „eine letztlich nicht stringent begründete Hypothese“. Doch es bleibe, so kritisiert Albert, „das Geheimnis unseres Marx-Kritikers, wie eine Nicht-Existenz-Hypothese“, also die Hypothese, Gott existiere nicht, „überhaupt ‚stringent begründet‘ werden kann“.

Was Küng von den Atheisten verlange — und was sie auch selber wollen —, die „strikte Widerlegung“ der Exi-

stanz Gottes, sei „ein durchaus utopisches Unternehmen“. Das werden Atheisten gewiß nicht gern lesen und auch nicht, daß die Hypothese von der Existenz Gottes „immerhin zumindest prinzipiell verifizierbar sein könnte“. Leider geht Albert nicht näher darauf ein, er überläßt es dem Leser, sich seinen Teil zu denken und zwischen strikter Widerlegung und prinzipieller Verifizierbarkeit zu unterscheiden.

Dafür verfolgt Albert den Theologen Küng auch noch dann, wenn dieser in eine scheinbar geschützte Nische auszuweichen versucht. Zwar sei es lobenswert, wenn Küng feststelle, „die Wahrheit des Gottesglaubens müsse sich in der Praxis erweisen, bewähren, bewahrheiten“.

Aber eine solche Aussage demonstriert, meint Albert, einmal mehr, daß Küng die Kategorien verwechsle und Begriffsverwirrung stifte. Denn die „guten Taten eines Heiligen“ könnten nicht seinen Gottesglauben beweisen.

Es gehört in der Tat zum Verwirrspiel, das Küng betreibt, wenn er einerseits den Glauben an Gott als rational verantwortlich darstellt, andererseits aber ständig betont, daß diese Rationalität nur im Vollzug des Glaubens erfahren werden könne. Auch die von Küng eingeführte Hilfshypothese, daß es neben der „äußeren Rationalität“ noch eine „innere“ gebe, die das im Glauben Erfahrene begründe, beseitigt die Verwirrung nicht.

Schließlich erhebt ja Küng den Anspruch, eine Argumentation anzubieten, „deren Rationalität auch dem nicht durch solche Erlebnisse ausgezeichneten, normalen Sterblichen zugänglich sein müßte“ (Albert). Da aber Küng dieses Versprechen nicht einlösen könne, betreibe er einen „Mißbrauch der Vernunft im Dienste menschlicher Bedürfnisse“.

Küngs Verfahren, „das zu postulieren, was man braucht“, so erinnert Albert an ein Zitat von Bertrand Russell, habe zwar viele Vorteile, aber „es sind dieselben wie die Vorteile des Diebstahls gegenüber der ehrlichen Arbeit“.

Alberts Streitschrift gegen Küng ist gewiß nicht ohne Vorurteile verfaßt, und eins seiner größten ist — und damit unterliegt er einer alten Katholiken-Krankheit —, alles für bare Münze zu nehmen, was ein Theologe, in diesem Fall Küng, sagt.

So fällt es ihm denn auch leicht, mit dem Buhmann Küng Theologie und Kirche insgesamt zu verurteilen. Und Alberts Schluß ist menschlich verständlich, aber nicht logisch begreiflich: Weil von einem gemeinsamen Glauben der Theologen nicht mehr die Rede sein könne, gerate die Kirche in eine Identitätskrise und müsse, um sie zu beheben, „dem rechten Glauben weniger Gewicht beimessen“.

Weil Bäcker nicht die gleichen Brötchen backen, will Albert keine Brötchen mehr essen. *Helmut Gumnior*

KINOMARKT

Harte und Zarte

Massenstarts von Unterhaltungsfilmen blockieren immer mehr Kinos und nivellieren so das diesjährige Weihnachts-Filmprogramm.

In nicht weniger als acht Hamburger Kinos läuft zur Zeit derselbe Film, die Disney-Produktion „Das Dschungelbuch“. Von dem zwölf Jahre alten Trickfilm werden im Augenblick über 200 Kopien im Bundesgebiet gezeigt.

Schlimmer noch: Pünktlich zum Christfest hat der Tobis-Verleih den neuen Klamauk von Bud Spencer und Terence Hill, „Das Krokodil und sein

einen neuen Besucheranstieg um 4,4 Prozent und in den letzten drei Jahren insgesamt eine Zuwachsrate von 20 Prozent.

Doch je besser das Geschäft, desto rauher die Sitten. Horst Wendlandts Berliner Tobis, abonniert auf das Erfolgsduo Spencer-Hill, hat auf dem deutschen Markt das Prinzip eingeführt, auf einen Schlag und in kurzer Zeit bundesweit „abzukochen“, mit preisgünstig im Ausland gezogenen Kopien, deren Kosten durch Massenrabatt nochmals reduziert werden.

Wendlandts 275 Einsätze in diesem Dezember sind ein neuer Rekord. Hämmischer Branchenkommentar: Die Firma könne wohl kein großes Vertrauen haben in ein Produkt, das sie so eilig zu verramschen versuche.



Spencer-Hill-Film „Das Krokodil und sein Nilferd“: Konkurrenz ausgeschaltet

Nilferd“, mit insgesamt 275 Kopien gestartet. Damit blockieren zwei Filme zur attraktiven Weihnachtszeit das Gros der begehrten City-Kinos.

Die Folge dieser programmierten Marktverstopfung ist ein langweiliges, dürftiges Filmangebot zum Jahresende. Die übrigen Dezember-Premieren waren dünn gesät, ambitionierte Neuheiten blieben an den Rand gedrängt.

Und auf Filme, die seit langem im Gespräch sind, von den „Muppets“ über Loseys „Don Giovanni“ bis zu Bertoluccis „La Luna“, können deutsche Zuschauer noch Monate warten; die Verleiher hätten für solche anspruchsvollen Titel nur mehr kleine, drittklassige Häuser bekommen.

Die robuste Bestsellerpolitik ist ein Symptom für die Entwicklung des deutschen Kinomarkts zu einem der umsatzstärksten der Welt. Auch der Kinobesuch steigt wieder an: Die 3220 westdeutschen Kinos verbuchten 1979

Aber die Tobis und ebenso die Spencer-Hill-Klamotten haben einen hohen Marktwert, der Coup wird wohl gelingen. Nicht zuletzt, weil es zu diesem System gehört, die Konkurrenz von vornherein auszuschalten: Lukrative Starttermine wie Ostern und besonders Weihnachten werden langfristig im voraus blockiert, oft mit Phantasietiteln. Im Augenblick feilscht die Branche um die Weihnachtstermine für 1983. Verleiher und Erstaufführer haben sich daran gewöhnt, über Filme zu verhandeln, die noch gar nicht gedreht sind.

Ein anderer Grund für die Grobesätze von Filmen sind die gigantischen Werbekampagnen. Denn anders als in Frankreich, Italien, England, Spanien, wo sich das große Geschäft auf wenige Metropolen beschränkt, ist der deutsche Markt dezentralisiert. Hier rentiert sich nur die flächendeckende Wer-

* Mit Bud Spencer und Terence Hill.